

dtv

Im Winter des Jahres 1910 steht die Schachwelt kopf: Der in Wien und Berlin ausgetragene Kampf um die Weltmeisterschaft nimmt in der fünften Partie eine unvorhergesehene Wendung. Der als unbesiegbar geltende deutsche Weltmeister Emanuel Lasker sieht sich plötzlich einem unberechenbaren Rivalen gegenüber. Carl Haffner, der ›Meister des Remis‹, stellte bislang in der hermetischen Welt der Schachgroßmeister ein rätselhaftes Phänomen dar. Doch jetzt wendet er sich zum Angriff und spielt auf Sieg . . . In einem nervenaufreibenden Kampf bündeln sich die Kräfte zweier Persönlichkeiten, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten.

Glavinic versteht es meisterhaft, Atmosphären spürbar werden zu lassen. Er läßt den Leser eindringen ins Milieu jener Jahrhundertwende, weit weg von Wiener Walzerseligkeit, er rekonstruiert die legendäre Geschichte dieser Weltmeisterschaft und erzählt – behutsam und scharfsichtig zugleich – die anrührende, tragische Lebensgeschichte eines Mannes, der einfach nicht gewinnen wollte.

Thomas Glavinic wurde 1972 geboren. ›Carl Haffners Liebe zum Unentschieden‹ (1998) machte ihn auf Anhieb international bekannt und wurde vom Londoner ›Daily Telegraph‹ zum besten Roman des Jahres gekürt. 2001 folgte die Novelle ›Der Kameramörder‹, für die er 2002 mit dem Friedrich-Glauser-Preis ausgezeichnet wurde. 2004 erschien sein Roman ›Wie man leben soll‹, 2006 ›Die Arbeit der Nacht‹, 2007 ›Das bin doch ich‹, 2009 ›Das Leben der Wünsche‹, 2011 ›Lisa‹ und ›Unterwegs im Namen des Herrn‹ sowie 2013 ›Das größere Wunder‹. Thomas Glavinic lebt mit seiner Familie in Wien.

Thomas Glavinic

Carl Haffners
Liebe zum Unentschieden

Roman

dtv

Von Thomas Glavinic
sind bei dtv außerdem erschienen:
Der Kameramörder (13546)
Die Arbeit der Nacht (13694)
Das bin doch ich (13845)
Wie man leben soll (24392)
Das Leben der Wünsche (13983)
Lisa (14251)
Unterwegs im Namen des Herrn (14280)
Das größere Wunder (14389)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**

www.dtv.de



Vom Autor überarbeitete Ausgabe 2006
7. Auflage 2016
© 2006 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Erstveröffentlichung Berlin 1998
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer unter
Verwendung des Gemäldes ›The Chees Problem‹ (1923) von
Alexander Christie / Bonhams, London / © Bridgeman Giraudon
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Gesetzt aus der Aldus 10/13
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13425-5

I.

KAMPF

»Letzte Woche hat in Simmering eine Frau ihren Gatten vergiftet. Sie rührte ihm eine Dosis Zyankali, die genügt hätte, ein Dutzend Stiere umzubringen, in den Frühstückskaffee. Man hört, der Mann habe sie über Jahre gequält und unterjocht, bis sie sich zu dieser Gegenmaßnahme entschloß. Wie dem auch sei: Die Angelegenheit hätte sich auf weniger drastische Weise bereinigen lassen, hätte die arme Frau rechtzeitig gelernt, mit ihren Gefühlen umzugehen.«

So schrieb der Schachmeister Georg Hummel in seiner Kolumne in der *Neuen Freien Presse* an jenem Januartag des Jahres 1910, an dem die erste Partie der Schachweltmeisterschaft zwischen dem Deutschen Emanuel Lasker und seinem österreichischen Herausforderer Carl Haffner in Wien ausgetragen wurde. Hummel war ein guter Journalist. Das Schachspiel stand bei vielen im Ruf, eine Leidenschaft magerer Kanzleiräte und schlitzohriger Juden zu sein, langweiliger noch als eine Meisterschaft der Briefmarkensammler oder Spitzendeckenhäkler. Um das Spiel dem einfachen Leser nahezubringen, schreckte Hummel vor nichts zurück. Er titelte so reißerisch, daß man glaubte, die Lokalseiten aufgeschlagen zu haben. Schamlos dichtete er den Meisterspielern Anekdoten an. Er verglich Schach durchaus schlüssig mit Fingerhakeln, Malerei, Tarock und sogar Walzertanzen und stellte wider

besseres Wissen ebenso kühne wie naive Behauptungen auf, um seine Leser anzulocken.

»Ich habe an dieser Stelle oft darauf hingewiesen«, schrieb er über den Mord in Simmering weiter, »daß da der Ausgeglichenheit eines jeden nichts Zuträglicheres ist als das Schachspiel. Oder hat man schon jemals von einer Gewalttat gehört, die im Milieu der Schachspieler geschah? Der Schachspieler ist derlei Kindereien abhold, weil er seine Nerven im Zaum halten kann und seine Einwände gegen die Widrigkeiten unserer lieben Zeit am Brett auszusprechen vermag. Es soll jetzt aber niemand glauben, die Schachspieler seien frei von allem Bestreben, ihrem Gegner mit Gehässigkeiten zuzusetzen: Der blutrünstigste Boxer, ich scherze nicht, ist ein freundlicher Zeitgenosse neben den meisten Schachgrößen unserer Tage. Die Brutalität, mit der Schachweltmeister Lasker unter seinen Gegnern aufräumt, sucht ihresgleichen, und auch über die Schlägerqualitäten der Herren Tarrasch, Janowski, Marshall und Konsorten brauche ich wohl kein Wort zu verlieren. Dagegen nimmt sich unser Carl Haffner wie ein Lamm aus. Er spielt ruhig und bescheiden, ganz seinem Charakter entsprechend. Er hütet sich vor waghalsigen Angriffen und unbedachten Manövern. Es ist, als wollte er seinem Gegner sagen: ›Schlag mich doch, wenn du kannst!‹ Er ist der vortrefflichste Vertreter der Wiener Schachschule. Ich behaupte: Carl Haffner ist der beste Verteidiger der Welt. Er remisiert viele Partien, das ist wahr. Doch um ihn zu bezwingen, bedarf es der Kraft eines Giganten, eines Genies. Ob der gewaltige Lasker dazu imstande ist, werden wir ab heute verfolgen. Er und der Wiener kämpfen in den Räumlichkeiten des Wiener Schachklubs (1. Bezirk, Wallnerstraße Nr. 2) um die Weltmeisterschaft. Ich persönlich

glaube nicht, daß Lasker auch nur eine der zehn Partien des Wettkampfes für sich entscheiden kann, denn: Es gibt überhaupt keine Genies. Selbst ich, Georg Hummel, bin keines.«

Hummel, der im Café zur Marienbrücke sein Frühstück einnahm, las diese Zeilen mit Befriedigung. Oft geschah es, daß ein des Schachspiels unkundiger Setzer eigenmächtig Korrekturen vornahm, absurde Zwischentitel einfügte oder auf andere Art den Artikel zerstörte. Die heutige Kolumne hatte den Setzer ohne Schrammen passiert. Hummel rieb sich die Hände. Er fand, es war ein gelungener Artikel, der die Leute in Scharen zu dem Ereignis treiben sollte.

Er bestellte einen Cognac, um den Magen zu beruhigen. Er knöpfte die Weste über seinem geblähten Bauch auf. Beim Gedanken an den Wettkampf zerbiß er beinahe seine Virginia. Er nahm für sich in Anspruch, einst das Talent des jungen Haffner entdeckt zu haben, und doch – so nervös war er nicht einmal, bevor er sich selbst ans Brett setzte.

Das Treiben im Lokal, die Geräusche der sich bevölkernden Straße nahm er nicht wahr. Er linste immer wieder auf die Uhr, ob es nicht schon Zeit war, in die Wallnerstraße zu fahren, damit ihm nichts von den Vorbereitungen entging. Er durchblätterte die Zeitungen, ohne auch nur die Überschriften zu lesen. Hier und da nickte er einem Stammgast zu. Den Meister Weiss, der mit leuchtenden Augen an den Tisch trat, um über Haffners Aussichten zu fachsimpeln, vertrieb er grimmig: »Lassen Sie mich! Mit Ihnen teile ich nichts! Weder den Tisch noch einen Punkt – und schon gar nicht die Aufregung!« Worauf Weiss sich lachend zurückzog und der schwitzende Hummel zwei weitere Cognac bestellte. Einen davon ließ er an Weiss' Tisch servieren. Weiss erhob zum Dank das Glas. Der

Oberkellner konnte erstaunt beobachten, wie Hummel nach Art der Frösche dem Meister Weiss die Zunge rausstreckte.

Hugo Fährdrich, der Sekundant Haffners, steckte den Kopf ins Lokal, übersah aber den winkenden Hummel und stürzte wieder hinaus. Hummel fiel in seinen Sitz zurück. Fährdrich hätte er gern an seinem Tisch begrüßt, gewissermaßen wie einen Mitverschwörer.

Hummel peinigte das Gefühl, daß das ganze Lokal von nichts anderem sprach als dem Wettkampf. Als der Oberkellner, der sonst mit Zurückhaltung über das Lokal gebot, nach dem Befinden Haffners fragte, erhob Hummel sich. »Herr, es ist zum Verrücktwerden mit Ihnen!« rief er. Für den Ober unhörbar, fügte er hinzu: »Auf dem Abort wird er hocken, was meinen denn Sie?« Er zahlte und ging zu Fuß zum Wiener Schachklub.

Carl Haffner saß nicht auf dem Abort. Er besuchte seine Halbschwester Lina Bauer. Die war in den Morgenstunden damit beschäftigt gewesen, für den Rest ihres Tagesgeldes – eine nicht unbedeutende Summe bekam der Bäcker für das Frühstück – Zeitungen zu kaufen.

»Carl, hörst du zu? Hier steht: ›Der König der Schachspieler, Emanuel Lasker, trifft heute auf den großen Wiener Meister Carl Haffner, den Sieger bedeutender Turniere und Herausgeber der *Deutschen Schachzeitung*. Wenngleich Lasker als Favorit gilt, erwartet ihn jedoch gewiß eine schwere Aufgabe. Niemand kann sich so zäh verteidigen wie der sympathische Haffner.«

Carl versuchte, seine Schwester mit einem Scherz von den Zeitungen abzulenken. Er schwärmte von den Delikatessen,

die sie eingekauft hatte. In Wahrheit hatte er seinen Appetit an einer einzigen Kaisersemmel gestillt. Nicht nur, daß er das feine Gebäck Lina gönnte – er hätte es gar nicht anzurühren gewagt. Sie bemerkte es nicht. Von den Zeitungsberichten war sie so geblendet, daß sie sogar ihre übliche Fürsorge vergaß.

»Bist du denn nicht aufgeregt?« fragte sie.

Natürlich war er angespannt. Doch seitdem er heute morgen in seinem besten Anzug die tadellos aufgeräumte, warme Wohnung betreten hatte, in der es immer nach dem Holz der Möbel, nach frischer Wäsche und Lavendel duftete, seit diesem Moment hatte Linas Anblick die Gedanken an das Spiel verdrängt.

Linas Wesen war wie eine leise, einfache Melodie, die man summt, wenn man im Sommer allein durch eine Wiese schlendert und sich dem Geruch des Grases und dem Wind ganz ergibt. Hast und laute Worte waren ihr fremd. Wenn sie in ihrem Hauskleid wie ein Schatten durch die Räume glitt, war jeder ihrer Handgriffe wie eine sanfte Entschuldigung für ihre Existenz. Sie ordnete ihre Wünsche dem Wohlergehen anderer völlig unter, ja ihr innigster Wunsch war das Wohlergehen anderer. Sie so entrückt über den Blättern zu sehen, freute Carl. Daß sein Name in der Zeitung stand, manchmal sogar mit einer Fotografie, daran hatte er sich längst gewöhnt. Im Grunde mißfiel es ihm. Aber wenn es Linas Augen so leuchten ließ, durfte er dafür nicht undankbar sein.

Bevor er sich verabschiedete, spielte sie auf dem Flügel noch sein Lieblingsstück. Begleiten wollte sie ihn nicht. Saß Lina im Spiellokal still in einer Ecke, fühlte er sich bemüßigt, sie zu unterhalten, und das schadete seiner Konzentration.

Die Sonne schien, die Luft war kalt und klar. Auf der Straße lag eine Schneedecke. Das Spiel begann um fünf. Für zwei Uhr hatte man Carl in den Schachklub bestellt. Seine Wohnung wurde seit Wochen nicht geheizt, es war also unvernünftig, die Wartezeit dort zuzubringen.

Er machte einen ziellosen Spaziergang. Er hatte kein Geld, um sich einen Kaffee zu leisten, und an ein Mittagessen durfte er gar nicht denken. Ab und zu schlich er in ein Café, um sich im Schachzimmer ein wenig aufzuwärmen, bis der Ober die unvermeidliche Frage nach seiner Bestellung an ihn richtete. Er wurde jedoch überall mit spontanem Beifall begrüßt. Man scharte sich um ihn, wünschte ihm Glück, fragte, was er essen und trinken wollte. Carl mußte für seine Verhältnisse ungewöhnlich energisch werden, um das Lokal unter dem Hinweis, er müsse sich in Ruhe auf das Spiel vorbereiten, wieder verlassen zu können. So groß sein Hunger war, er konnte sich nicht überwinden, sich von anderen einladen zu lassen, einem anderen das Essen geradezu aus dem Mund herauszustehlen.

Der lange Marsch trieb die Kälte aus seinen Gliedern. An der Ecke der Straße, in der der Wiener Schachklub lag, blieb Carl jäh stehen. Vor dem Klub drängte sich eine Menge von gut hundert Leuten, aus der zwei berittene Polizisten aufragten. Eine Demonstration, dachte er. Bis zu den Eröffnungsreden war noch genug Zeit. Er machte kehrt.

In einem nahen Park wischte er den Schnee von einer Bank. Er setzte sich. Plötzlich war ihm vor Aufregung übel. Die Tragweite des Wettkampfes wurde ihm bewußt.

Lasker war seit sechzehn Jahren Weltmeister. Nicht ein einziges Mal war er Gefahr gelaufen, seinen Titel zu verlieren

oder auch nur einmal in einem Wettkampf in Rückstand zu geraten. Ein Gelehrter, ein Mathematiker und Philosoph. Jeder Schachspieler von Rang kannte seine Schrift *Kampf*. Wer war er, Carl Haffner, daß er diesem Mann Paroli bieten wollte? Ein paar erste Preise hatte er vorzuweisen, dazu noch einige unentschiedene Zweikämpfe. Einen hatte er gewonnen, vor sechs Jahren gegen Janowski. Nun stellte er sich Lasker. Er hatte die Aufgabe, den Weltmeister zu besiegen in einem Wettkampf, der sich über zehn Partien erstreckte und in dem Haffner, als Herausforderer, ein Spiel mehr gewinnen mußte. Bei Gleichstand behielt der Deutsche den Titel. So lauteten Laskers Bedingungen.

Carl vergrub das Gesicht in den Händen und wand sich in unkontrollierten Bewegungen auf der Bank. Mit einemmal fühlte er fast körperlichen Schmerz in der Furcht, in diesem Wettkampf unterzugehen. Er wünschte sich, keine Partie zu verlieren. Mochten alle Partien ohne Entscheidung enden, sollte Lasker Weltmeister bleiben! Aber Carl durfte kein einziges Mal unterliegen!

Er trottete zurück zum Wiener Schachklub. Wenn er sich am Brett niederließ, war es ihm fast gleichgültig, ob er gewann oder Remis spielte. Niederlagen konnte er nur schwer verwinden. Nach einem verlorenen Spiel fühlte er sich klein und hilflos, unwürdig, dem Gegner die Hand zu reichen.

Er bemerkte die Menge erst, als er schon in ihren Strom geraten war. Man erkannte ihn. Unversehens umringte ihn eine Gruppe von Begeisterten. Die Leute brüllten ihm Glückwünsche ins Ohr, klopfen ihm auf den Rücken und bedrängten ihn so, daß er Angst bekam. Berittene Polizisten versuchten die Ordnung herzustellen. Man skandierte den Namen Haffner.

Noch nie hatte er derartigen Lärm erlebt. Seine Füße berührten den Boden nicht mehr, doch es war unmöglich, in diesem Getümmel umzufallen. Er glaubte, ersticken zu müssen, wußte nicht mehr, wo sich der Eingang zum Klub befand. Die Leute machten Anstalten, ihn auf ihre Schultern zu heben. Da bahnten sich Fähndrich und der drahtige Meister Wolf einen Weg durch die Menge, hakten Carl unter und kämpften ihm ein Spalier zum Spiellokal frei.

Im Klub ging es allerdings nicht weniger turbulent zu. Die Leute standen auf Stühlen, schrien und applaudierten. Carls Eskorte benötigte zehn Minuten für die knapp fünfzehn Meter zu jenem Séparée, hinter dessen Tür sich die Organisatoren des Wettkampfes verbarrikadierten.

»Warum haben Sie nicht den Hintereingang genommen?« fragte Fähndrich, nachdem es nach kurzem Handgemenge gelungen war, die Tür zu versperren.

»Er war wohl nicht darauf vorbereitet«, bemerkte Arnold Mandl, der Präsident des Wiener Schachklubs. »Wir ja auch nicht. Dreihundert Leute, hat Hummel geschätzt, und es werden immer noch mehr!«

Der Freiherr von Rothschild, der reichste Mann Europas und bedeutendste Schachmäzen der Monarchie, drückte Carl die Hand. »Nun, wie fühlt man sich als Held?«

Carl rückte auf dem Stuhl, den man ihm herbeigeschafft hatte, hin und her. Diese Anrede war ihm wie der ganze Tumult peinlich. Er bat um ein Glas Wasser. Erst dann sah er seinen Gegner.

Lasker saß am Fenster. Er trommelte, den Arm bequem abgestützt, mit den Fingern gegen die Scheibe und starrte Carl aus seinen dunklen Habichtaugen unverwandt an. Man sah

Lasker zumeist betont salopp gekleidet. An diesem Tag steckte er in einem schlechtsitzenden Anzug. Wenigstens hatte er eine Anstecknadel an das Revers geheftet. Vom Getrommel seiner Finger abgesehen, trug er eine überlegene Ruhe zur Schau, als hätte er die Situation einschließlich der Sitzordnung selbst arrangiert. Er lächelte Carl zu. Dieser stand auf, bat für seine Unhöflichkeit um Nachsicht und schüttelte Lasker die Hand.

Präsident Mandl stellte fest, daß alle am Wettkampf wesentlich Beteiligten nunmehr versammelt waren. Seine Ansprache mußte er mit lauter Stimme vortragen, denn vor der Tür tobten die Leute unvermindert. Darauf folgte die Rede Rothschilds. Weitere Funktionäre ließen sich die Gelegenheit zu sprechen nicht entgehen.

All die blumigen Worte hörte Carl nicht. Sein Geist schwebte in jenem formlosen Bereich, der mit dem Begriff Konzentration ganz unzulänglich beschrieben ist, der mehr ist als das bloße Zusammenführen aller geistigen Kräfte, nämlich das Besinnen auf sich selbst. Zur Auslosung, wer in der ersten Partie die weißen Steine führen sollte, mußte man ihn dreimal aufrufen.

Lasker indes schien völlig unbewegt. Auch er richtete das Wort an die Versammlung, wobei er den sportlichen Wert der Veranstaltung hervorhob, seinen Gegner pries und den Organisatoren dankte. Aber auch das drang nicht an Carls Ohr.

Damit war der zeremonielle Teil beendet. Einige der Anwesenden zogen sich zurück, um der Menge im Saal die Demonstrationsbretter zu präsentieren. An diesen Brettern, die Ausmaß und Funktion von Schautafeln hatten, sollten verschiedene ausgesuchte Meister jeden Zug für die Allge-

meinheit kommentieren und die beiderseitigen Chancen abwägen. Alsbald mäßigten sich die Leute vor der Tür ein wenig.

Im Sitzungszimmer bat man zum Buffet. Lasker sprach Brötchen und Sekt in nur geringem Maß zu. Verdauungstätigkeit schade seinem Denken. Carl war zu scheu, sich an den Silbertablets zu bedienen. Er aß zwei Brötchen, und die wurden ihm von Fähndrich aufgezwungen – »Weiß sind Sie wie die Wand, hier, essen Sie, unbedingt!«

Am Sekt nippte Carl nur. Er fühlte keinen Hunger mehr. Das Klingeln der Gläser, das angespannte Gemurmel, die Vereinssekretäre, Figurenaufsteller und Journalisten, die durch den Raum scharwenzelten und wieder verschwanden, das Scharren der Schuhe und die vereinzelt hektischen Rufe, der sonore Bariton Fähndrichs – all das waren Schatten einer Traumwelt, in der Carls Sinne zu Gast waren. Tief in ihm allein, da war alles wirklich. Da war seine Persönlichkeit, auf ihr Ureigenes, Innerstes vermindert, die nun der Laskers entgegenzutreten sollte. Im Spiel der Meister, sagte Lasker, liegt die Wahrheit, auf dem Brett kann man nichts verbergen: Man ist als Mensch nackt.

Carl mußte wahnsinnig gewesen sein, sich zu einem Wettkampf mit diesem Mann bereit zu erklären.

Das Spiel fand in einem abgesonderten Zimmer statt. Nur die Sekundanten, der Schiedsrichter sowie einige Auserwählte hatten Zutritt. Präsident Mandl bat die beiden Gegner, sich zuvor der Menge zu zeigen.

Lasker kam dem gern nach. Mit erhobenem Kopf trat er vor die Tür und dankte den Applaudierenden für ihr Interesse. Carl mußte man erst überreden. Er nestelte an seiner Krawatte und zwirbelte seinen Schnurrbart, ehe er vortrat und ins Publi-

kum winkte. Er betete, daß seine Beine ihm nicht den Dienst versagten.

Sprechchöre erschallten, die Leute stampften rhythmisch mit den Füßen. Präsident Mandl beruhigte die Masse. Die Konzentration der Meister, wenngleich diese in einem Nebenraum kämpften, dürfe nicht die geringste Störung erfahren. Er wollte noch einige Worte sagen, doch der Freiherr von Rothschild zupfte ihn schmunzelnd am Ärmel. Es war Zeit.

Erleichtert, daß die Rhetorik ein Ende hatte, hastete Carl über einen noblen Läufer zum Spielzimmer. Der Schiedsrichter wiederholte jene Regeln, die für die Bedenkzeit galten, wünschte beiden Kontrahenten Glück und setzte Carls Uhr in Gang. Lasker und Haffner schüttelten sich über dem Brett die Hände. Carl eröffnete mit dem Königsbauern. In diesem Augenblick stürmte jemand in den Raum.

»Halt! Aufhören!« rief der Unbekannte. »Ich brauche eine Fotografie!«

Die Sekundanten zeigten Bereitschaft, sich auf den Eindringling zu stürzen. Ob er verrückt, ob er mit den Gepflogenheiten des Schachspiels nicht vertraut sei? Immerhin handele es sich hier um eine Weltmeisterschaft!

Der Mann beharrte, eben weil es um eine Weltmeisterschaft gehe. Im übrigen sei es ihm egal, ob um den Thron der Nasenbohrer, Weitspucker oder Schachspieler gefochten werde, er wünsche seine Fotografie zu machen. Er wies sich als Rainer Lothar von der Presseagentur Wien aus.

Als man dies dem Schiedsrichter zuflüsterte, wiegte der unschlüssig den Kopf. Die Agentur war sehr wichtig. Ob man ...

Lasker erklärte lachend, gern zu einer Fotografie bereit zu sein. Auch Carl erhob keinen Einwand.

Mit dünnkelhaftem Lächeln baute Rainer Lothar seinen Apparat auf. Er kommandierte Turnierleitung und Spieler in die richtige Position und betätigte den Auslöser. Schwefelgestank erfüllte den Raum. Der Fotograf verteilte Visitenkarten und verabschiedete sich. Sekundanten und Schiedsrichter liefen ohne Anlaß durcheinander. Erst als wieder Ruhe eingekehrt war, bemerkte Carl, daß er beim Überfall des Reporters vergessen hatte, den Doppelwecker zu drücken und damit Laskers Uhr in Bewegung zu setzen. Nun hatte er fünfzehn Minuten seiner Bedenkzeit verloren. Er verzichtete jedoch auf einen Protest.

Die Eröffnung spielten beide aus dem Handgelenk. Alles war längst bekannt, man brauchte sich keine Sekunde zu besinnen, um den Zug des Gegners zu erwidern. Lasker wich als erster vom Pfad der Theorie ab. Carl überlegte. Lasker steckte sich eine Zigarre an und fixierte Carls Stirn.

Was war dieser Haffner doch für ein Kauz! Als er in den Schachklub gekommen war, hatte er sich kaum geradehalten können vor Aufregung. Während der Eröffnungsfeier wußte er kein Wort zu sagen. Eine ungeheure Menge jubelte ihm zu, und er schien unter den Teppich kriechen zu wollen. Zuletzt hatte er sich noch von einem Reporter um seine Bedenkzeit prellen lassen. Daß ein solcher Charakter um die höchsten Weihen im Schach spielte – kaum zu glauben.

Und kaum zu glauben auch, daß dieser Haffner seit Beginn der Partie dasaß wie ein Fels. Er strahlte eine Sicherheit aus, die ihm sonst nicht eigen war. Der ganze Mensch spielte Schach, nicht bloß das Gehirn. Der Charakter änderte sich doch nicht

wie eine Laune! Diese Janusköpfigkeit galt es zu verstehen. Dann war Haffner zu besiegen.

Bisher waren sie siebenmal aufeinandergetroffen. Drei Partien gewann Lasker, drei endeten remis, und eine Auseinandersetzung hatte der Österreicher für sich entschieden, 1904 in Cambridge Springs. Nur aufpassen, der sanfte Mann war nicht zu unterschätzen. Aber auch nicht wirklich gefährlich.

Im Rauchersalon, neben den Demonstrationsbrettern und in stillen Nischen standen Meister und Fachleute zusammen und spekulierten über den Ausgang des Wettkampfes. Es fanden sich wenige, die dem Herausforderer Chancen zubilligten. Eine knappe Niederlage, etwa mit vier zu sechs, galt schon als ein ansprechender Erfolg Haffners. Die meisten tippten auf ein sieben zu drei oder acht zu zwei für Lasker. Hummel war als einziger von Haffners Sieg überzeugt. »Er kann Haffner nicht schlagen!« wiederholte er unablässig. »Ich verspreche, Haffner gewinnt zumindest eine Partie, vielleicht sogar zwei, Lasker jedoch nicht eine! Haffner wird Weltmeister!«

Hummel setzte gegen den alten Julius Thirring fünfhundert Kronen auf Haffner. »Ein Hundsfott jeder«, rief er, »der nicht auf unseren Mann wettet! Wo sind die Optimisten?«

Aus dem Spielzimmer drangen beruhigende Nachrichten. Beide Spieler hielten sich bedeckt. Keiner konnte eine Schwäche in der Stellung des anderen ausmachen. Haffner hatte zu seinem Spiel gefunden. Nach vier Stunden wurde die Partie programmgemäß abgebrochen. Niemand lag im Vorteil. Da der Weltmeister von seinem Recht Gebrauch machte, eine Auszeit zu verlangen, setzte man die Wiederaufnahme der Partie für den übernächsten Tag fest.

Carl verließ den Klub durch die Hintertür, selbst sein Sekundant vermißte ihn zu spät. Ohne Geleit marschierte er durch die Dunkelheit nach Hause. Die Steinmauern seiner schäbigen Wohnung waren wie gefroren. Er schlief angekleidet. Er träumte von Stellungsbildern und abstrakten Plänen.

Die Vielzahl der Besucher war natürlich nicht allein Hummels Artikel zu verdanken. Fast alle Zeitungen schrieben über das Ereignis. In einigen verdrängte die Weltmeisterschaft sogar den Simmeringer Giftmord aus den Schlagzeilen. Viele Blätter, die dem Schachspiel bislang nur eine untergeordnete Rolle hatten zuteil werden lassen, boten namhaften Meistern die Betreuung einer Schachcke an. Allseits bemühte man sich um Stellungnahmen der Gegner.

Während Lasker jedem Rede und Antwort stand und für enorme Summen Artikel abfaßte, gelang es nicht, einen Kommentar Haffners zu erwirken. Niemand wußte über seinen Aufenthaltsort Bescheid. Zu Hause war er nicht. Ein besonders ehrgeiziger Reporter besuchte nicht nur Haffners Mutter, sondern auch Lina Bauer, die Halbschwester. Vergebens. Hinter vorgehaltener Hand beklagten jene Zeitungsleute, denen das Schach sonst ganz fremd war, die Allüren des Wiener Meisters, der sich einbildete, mit der Presse Versteck spielen zu müssen.

Unterdessen trommelte Hummel in der *Neuen Freien Presse* weiter, um Haffner durch die Unterstützung der Massen zu beflügeln. Die abgebrochene Partie stehe ausgeglichen, berichtete er, und dies war der nüchternste und wohl einzig objektive Satz in seinem Artikel. Er scheute nicht den Vergleich mit dem biblischen David, der den Goliath erschlagen hatte. Er beschwor die Erinnerung an Radetzky und Prinz Eugen. Er rief